

Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde
Band: 37 (1975)
Heft: 12

Artikel: Solothurn und seine Landschaft im Leben und Werk Carl Spittelers
Autor: Grob, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-862231>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Solothurn und seine Landschaft im Leben und Werk Carl Spittlers

Von FRITZ GROB

I

Spitteler und Solothurn ist die Geschichte einer Wechselbeziehung. Was der Dichter des «Olympischen Frühlings» Solothurn und vor allem dem Solothurner Jura verdankt, hat er nie verhehlt und es in vielfacher Art zurückerstattet.

Spitteler hat Solothurn zur «Goldenen Märchenstadt» gemacht. Über die Schulbücher ist der Begriff ins Bewusstsein vieler gedrungen, die keine Ahnung mehr davon haben, wer ihn eigentlich geprägt hat. Aber seit Spittlers Tod im Jahre 1924 ist auch der Kreis derer, die seine Werke noch lesen, zusammengeschrumpft. Daran vermochten auch die umfassende Lebensbeschreibung von Werner Stauffacher und die Huldigungen, die 1974 zu seinem fünfzigsten Todestag in den Feuilletons der schweizerischen Tageszeitungen erschienen sind, nichts zu ändern. [1] Der Anlass war auch nicht mehr wichtig genug festzustellen, dass die Beziehungen zwischen Solothurn und dem Jurasüdhang einerseits, Spitteler und seinem Werk andererseits vielfältiger sind, als der 1914 zum erstenmal gedruckte Bericht «Ausflug nach Bern» vermuten lässt. In ihm ist die Schilderung der ersten Bekanntschaft unter dem Zwischentitel «Solothurn, die goldene Märchenstadt», eingefügt. [2]

Dieses frühe Kindheitserlebnis bezieht sich auf eine Fahrt im Juni 1848 mit seiner Mutter nach Bern. Sie hatten sie unternommen, um den Vater Karl Spitteler heimzuholen, dessen Mandat als basellandschaftlicher Tagsatzungsabgeordneter und Mitglied der verfassungsgebenden Kommission mit der Errichtung des Bundesstaates abgelaufen war. Dass Karl Spitteler schon ein Jahr später auf Veranlassung von Bundesrat Josef Munzinger zum «eidgenössischen Staatskassier» ernannt würde, konnten damals Anna Dorothea Spitteler-Brodbeck und ihr Sohn nicht ahnen. [3] Was der dreijährige Knabe 1848 in Solothurn sah, konnte nur wenig sein: ein enges Gässchen gegen das Bieltor hinauf, das leicht als Schmiedegasse zu identifizieren ist; ein «Haus mit zwei Stirnseiten», wie er es noch nie gesehen hatte. Es war das Haus der Witwe Zschokke, einer Schwiegertochter Heinrich Zschokkes, die mit Spittlers Mutter befreundet war; ferner: Gemüseweiber, ein prächtiger Platz, Kisten in einem Laden, auf die man sich setzen konnte, eine «gewaltige

Schanze», eine «ungeheure Kirche». Die Erinnerung errichtet daraus eine Märchenstadt mit goldenen Dächern und macht sie zur Sehnsuchtsstadt, von der er als junger Mann in Russland noch träumt. Mit dieser Überhöhung leistet Spitteler einen Beitrag zur Problematik des Verhältnisses der dichterischen Phantasie zur Wirklichkeit. Dieses Verhältnis scheint bei ihm nicht weniger prekär gewesen zu sein als bei Gottfried Keller, der als Heinrich Lee im «Grünen Heinrich» aus dem glänzenden Hahn auf dem Kirchendach den lieben Gott und aus einem unansehnlichen Tümpel bei Bülach einen romantischen See gemacht hat.

Da die Talstrasse durch Biberist wegen Bauarbeiten gesperrt war, waren die Reisenden gezwungen, die alte Bernstrasse und den Weg durch den Wald nach Lohn zu benutzen. Beim Aufstieg rief die Mutter plötzlich aus: «Sieh, was für ein merkwürdiger Anblick! Man spürt dabei so etwas Eigentümliches inwendig!» Dazu Spittelers Kommentar über ein halbes Jahrhundert hinweg: «Was war da geschehen? Nichts als die vom leichten Wind bewegten Halme des Haferfeldes und darüber Luft und Licht und Duft und Wolken. Aber Luft und Wolken schwebten über einer unsichtbaren Ebene und hatten deshalb ein anderes Gepräge und eine andere Färbung, und das Licht kam von Süden her, von Biel und Neuenburg, wo ein von der deutschen Schweiz verschiedenes Klima mit stärkerer Besonnung und saftigeren, glühenderen Farben beginnt, wo die Seen liegen, die Reben duften und Zypressen gedeihen. Ich nenne das den Savoyer und Burgunder Süden und ziehe ihn dem italienischen vor. Diesen Savoyer Süden muss man gesehen, nein, nicht bloss gesehen, man muss ihn durch jahrelange Aufenthalte erlebt haben, um Rousseaus Naturreligion von innen heraus zu verstehen, das heisst nachfühlen zu können. . . Von diesem Savoyer Süden gelangt nun ein letztes Licht und letzter Odem durch die Ebene von Biel–Grenchen und das Tal der Aare bis nach Solothurn. Und diesen Gruss des Südens vermochte das Auge meiner Mutter zu vernehmen und ihre Seele zu spüren.» [4]

Die Ahnung, dass Solothurn Übergangsland ist zwischen Nord und Süd, Alemannien und Burgund ist in diesem enthusiastischen Aufschwung gleichsam aus der Atmosphäre gewittert. So rückt Spittelers Erleben in die Nähe des Gedichtes von Wilhelm Lehmann und setzt sich weit ab von der Darstellung im «Doktor Dorbach» bei Gotthelf, dessen Verfremdung aus künstlerischer Notwendigkeit entstanden ist. Während Lehmanns Gedicht spontan, aus der unmittelbaren Erfahrung entsteht, begeistert sich Spitteler in später Rückschau. «Savoyer Süden» sagt er und beweist damit, dass er die Dinge differenzierter sah als das vor und nach ihm zum Klischee erstarrte Bild von der Brücke zwischen Deutsch und Welsch. Aber Spittelers Fahrt mit seiner

Carl Spitteler
als Kadett 1856



Mutter war ja nicht die einzige Berührung mit Solothurn, sowenig er Savoyen nur vom Hörensagen kannte.

Zu Beginn des Jahres 1897 erschien in der «Neuen Zürcher Zeitung» unter dem Titel «Nord und Süd» ein Aufsatz, in dem Spitteler über die Naturbedingungen philosophiert, welche die Eigenart einer Landschaft ausmachen, also Licht und Farbe, Wärme und Kälte. Dabei bezieht er sich auch auf Betrachtungen, die er ein Jahr zuvor in Savoyen gemacht hatte. «Jene klassischen Gegenden Rousseaus von Annecy bis Chambéry sind mit Farben von geradezu himmlischer Schönheit gemalt. Seit ich Savoyen gesehen, mag ich mir das Paradies am liebsten in savoyischen Farben vorstellen.» [5] Und im selben Aufsatz: «Ich habe seinerzeit, ehe ich mich um derlei Fragen kümmerte, jahrelang in Neuenstadt gewohnt und mich immer von neuem über die südlich-glutwarmen Farben gewundert, die sich dort abspielen.» [6] Dieses Bekenntnis zum Savoyer Süden ist umso erstaunlicher, als ihm die Naturgläubigkeit seiner Zeit zuwider war. Naturanbetung ist ihm gleichbedeutend mit Teufelsanbetung. Dass die Naturpropheten uns zumuteten, ihre Natur als trostreich anzupreisen, empfindet er als «empörend». [7] Und doch ist sein Lob auf Savoyen und den in Solothurn beginnenden Savoyer Süden kaum anders zu begreifen als eine späte Huldigung an Rousseau, mit dessen Augen er diese Landschaft gesehen hat.

Auf der Heimfahrt von Bern wird Solothurn noch einmal durchquert. Diesmal lässt der Kutscher Lohn links liegen und wählt den Weg über Biberist. «Die Nähe von Biberist war eine geographische Tatsache, mein Vater verfehlte nicht, sie mit lauter Stimme anzukündigen. . . . Solothurn durchfahren wir durch eine andere Gasse als früher, was ich als ein wichtiges Ereignis erstaunt und aufgeregt wahrnahm, die neue Gasse, wo fast nur fensterlose Mauern und Kapellen zu sehen waren, wie ein Märchen empfindend und gierig ins Herz schöpfend.» [8] Auch hier also nur fleckenhafte Eindrücke — und das Märchenhafte als Nachbild der ersten Begegnung.

II

Solothurn und seinen Jura hat Spitteler später immer wieder aufgesucht. Eines der Ergebnisse dieser engen Beziehungen ist die Ausweitung seiner Kindheitserinnerungen. Schon 1856 verbrachte er in der Aarestadt seine Herbstferien. Als sich sein Ruf als Feuilletonist und Dichter festigte, war es die Töpfergesellschaft, deren Vortragspodium er um die Jahrhundertwende gerne benutzte. Am 22. Februar 1893 begann eine Reihe von sechs Vorträgen. Zur Verwunderung seines Publikums las er nicht aus dem dichterischen Werk, sondern gab sich als Entomologe. Er trug den Aufsatz «Schmetterlinge» vor. Dabei brachte er das Kunststück fertig, die Schmetterlingsgedichte, die schon im Jahre 1888 erschienen waren, mit keinem Wort zu erwähnen. Immerhin gehört ein Passus aus diesem Vortrag in den Zusammenhang des «Solothurnkomplexes»: «Es gibt Gegenden, in welchen die Schmetterlinge zahlreich und wieder Gegenden, in welchen sie spärlich gedeihen. Und hinsichtlich des Vorkommens der einzelnen Arten ergänzen sich die Länder. Tiere, die in dem einen Land für selten gelten, erscheinen in dem andern häufig; und fast jedem Land fehlt diese oder jene Art gänzlich. — Nur einen Landstrich kenne ich, der sie alle hegt, und zwar in grosser Zahl. Das ist der südliche Abhang des Juras von Baden bis Neuenburg. Wenn Sie an einem schönen Sommertage von Olten auf der grossen Landstrasse nach Hauenstein spazieren oder von Hägendorf nach Bärswil oder von Balsthal auf der alten Poststrasse nach Langenbruck oder von Attiswil über Solothurn zu den Felsen unterm Weissenstein oder von Twann nach Neuenstadt den Weinberg hinauf nach Prêles, so werden Ihnen ziemlich alle Arten von Tag-schmetterlingen begegnen, Sie brauchen gar nicht erst nach ihnen zu suchen.» [9] Die Entstehung der Schmetterlingsgedichte gehört zweifellos in diesen Zusammenhang: «,Die Schmetterlinge' sind aus der Juralandschaft geschaut», schreibt er an Adolf Frey. «Neuveville, Solothurn, Baselland. . .

Fast alles spielt in dem Winkel Waldenburg–Balstahl–Olten am Hauenstein.» [10] Für einige gibt er den Entstehungsort, die Friedau, «am Solothurner Südhang des Jura», genau an. [11]

Schon ein Jahr später erschien Spitteler wieder vor der Töpfergesellschaft. Dem Vortrag, zu dem er sich diesmal entschlossen hatte, schickte er eine entschuldigende Präambel voraus: «Als ich mich voriges Jahr mit einem Vortrag über die Schmetterlinge bei Ihnen meldete, legten Sie den Titel allegorisch aus, als eine Umschreibung für irgend ein Thema aus der Literatur. Diese Auslegung war ein Fingerzeig für mich, was Sie von mir gewünscht und erwartet hätten. Ich schied darum in Solothurn im Gefühl, Ihnen etwas Literarisches schuldig geblieben zu sein.» [12] Das Literarische war der Vortrag von Gedichten. Zwei Jahre später sprach er über den Gotthardpass in der Geschichte. 1901 folgte ein Vortrag unter dem seltsamen Titel «Der falsche Idealismus», in dem er sich mit dem französischen Klassizismus auseinandersetzte. Die zwei letzten Lesungen waren wiederum eigenen Werken gewidmet. 1903 las er aus dem dritten Teil des «Olympischen Frühlings» und 1906 trug er Gedichte aus den «Glockenliedern» vor. [13]

So sehr man auf den weitgereisten und weltgewandten Dichter stolz war, kamen die Beurteilungen innerhalb der Töpfergesellschaft über allgemeine Floskeln nicht hinaus. Im Heft «Zur Erinnerung an die öffentlichen Vorträge» heisst es zu Spittelers erster Vorlesung von 1893: «Aber damit auch den Lebenden ihr Recht werde, haben wir einen der bedeutendsten schweizerischen Schriftsteller der Gegenwart zu uns eingeladen, dessen geistvoller Vortrag über das flatterhafte Volk der Schmetterlinge Ihnen bewies, dass unser verehrter Gast nicht nur aus der Philosophie und Geschichte, sondern auch aus der Natur, deren Geheimnisse er mit feinen Sinnen belauscht, die Anregung zu seinem poetischen Schaffen entnimmt.» Und zu seiner Lesung aus dem «Olympischen Frühling» schreibt ein O. Sch., wahrscheinlich Prof. Oskar Schmidt:

«Als Erlöser aus der Nacht der Sorgen
Bringt uns Hermes Mut und Morgen.
Und durchs glückverlassene Erdendasein
Zieht in zukunftsfroher Farbenschönheit
Von Alt-Hellas der ‚Olympische Frühling‘.»

Die Sprache ist entlarvend: «Mit feinen Sinnen» schöpft der verehrte Gast seinen «geistvollen Vortrag» nicht nur aus der Philosophie und Geschichte, sondern auch der Natur. Abgesehen von den verlegenen Sprachklischees, macht die merkwürdige Kunstauffassung deutlich, weshalb Solo-

thurn nicht der Ort war, der in Spitteler den künftigen Nobelpreisträger voraussah. Trotzdem: Mit dem Verzicht auf weiteres Auftreten in der Töpfergesellschaft bricht Spittelers direkte Beziehung zu Solothurn nicht ab. Da die Töpfergesellschaft weitgehend von den Professoren der Kantonsschule getragen wurde, war es nur natürlich, dass über Spittelers Werke auch im Unterricht gesprochen wurde. Wahrscheinlich war die Kantonsschule Solothurn eine der ersten Unterrichtsanstalten, in denen Spitteler als Zeitgenosse und «moderner Dichter» diskutiert wurde. Die Tradition setzte sich fort, bis alle Deutschlehrer, die Spitteler noch persönlich gekannt hatten, sei es von seinen Vorträgen, sei es von seinen Aufenthalten auf dem Balmberg und Weissenstein her, abgetreten waren und sein Werk nach dem Zweiten Weltkrieg trotz der durch das Eidgenössische Departement des Innern veranlassenen Gesamtausgabe der Vergessenheit anheimfiel.

III

Einer der wenigen Schüler, welche die Erinnerung an Spitteler mit sich ins Leben mitgenommen haben, war Hans Zurlinden aus Attiswil, der spätere Minister und Botschafter der Schweiz in Moskau. Sie ging auf eine persönliche Begegnung zurück, die durch eine Diskussion im Deutschunterricht angeregt worden war, die im Oktober 1912 stattfand. Zurlinden berichtet darüber in seinen «Erinnerungen». [14] Er besuchte damals die oberste Klasse des Gymnasiums. Der Unterricht war geprägt durch einen Optimismus, der der Menschheit zwei Jahre vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs eine stete, fortschreitende Entwicklung verhieß und sich neben dem schopenhauerischen Pessimismus eines Carl Spitteler seltsam ausnahm. Die Fortschrittsgläubigkeit der Aufklärung, verstärkt durch den wirtschaftlichen und industriellen Aufschwung des 19. Jahrhunderts, war noch nicht abgeklungen: «Die idealistische Betrachtung des Seins war zu beruhigenden, befriedigenden, zuversichtlichen Schlüssen gekommen, dass alles in allem gut sei: die Schöpfung der Welt, der Mensch. Aber gerade diese rosenroten Aspekte mit reinen oder leeren Horizonten hatten in uns Gymnasiasten eine instinktive Neigung erweckt, gegenteilige Meinungen und Auffassungen zu hören: Wir lasen neugierig Jacob Burckhardt, Nietzsche, Schopenhauer, Anatole France (!), Strindberg, Dostojewski, Spitteler eingehender, als der Lehrplan unserer Erziehungsanstalt vorsah. In den Literaturstunden rebellierten wir zwar nicht gegen Lessing, Herder, Schiller, Goethe. Als aber ‚Prometheus und Epimetheus‘ von Spitteler behandelt wurde (wir lasen Abschnitte daraus in der ersten reimlosen Fassung), waren wir von den Visionen einer ver-

Carl Spitteler um 1892



pfuschten Schöpfung, einer grauenvollen Welt, eines erbärmlichen Menschengeschlechts tief beeindruckt. Es wurde darüber diskutiert, was denn eigentlich die mythologischen Figuren und Gestalten im einzelnen zu bedeuten hätten, vor allem welchen Sinn die steten Begleiter des Prometheus, das Hündchen und der Löwe verkörperten.» Darüber entstand zwischen dem Lehrer und Zurlinden Streit. Es spricht für Zurlindens literarische Fähigkeiten, wenn nach seiner Meinung die beiden Tiere Wesenseigenschaften des Prometheus verkörpern: «das Hündchen die Regungen des Gemüts, des Gefühls, der Seele, und der Löwe die Personifikation des Verstandes, der denkerischen Kraft». Aber Zurlinden hatte nicht mit der narzisstischen Lehrereitelkeit des Professors gerechnet: dieser fiel «über mich pudeljungen Interpreten spottend her und dozierte, dass in der dunklen, philosophierenden Poesie des ‚Olympischen Frühlings‘ voller Allegorien und Fabeln überhaupt das Unverständliche, das Phantastische, das Geheimnisvolle wesentlich seien».

Abgesehen von der Widersprüchlichkeit des Satzes — Allegorien fordern ja gerade zur eindeutigen Auslegung heraus —, eine befriedigende Antwort

auf Zurlindens Feststellung war das nicht. Zurlinden war mit dieser Abfertigung nicht zufrieden. Er schrieb an den Dichter, indem er ihm präzise Fragen stellte. Spitteler antwortete auf einer mit Bleistift geschriebenen Postkarte am 12. Oktober 1912: «Ich hasse die Philosophie. Nichts ist verkehrter, als meinen ‚Olympischen Frühling‘ deuten zu wollen. Ein Kind, das ihn wie ein Märchen liest, versteht ihn besser als der Grübler. — In meinem ‚Prometheus‘ bedeutet das Hündchen eine Personifikation des Herzens, der Löwe eine Personifikation des Geistes. Personifikation kommt im ‚Prometheus‘ viel vor, niemals Allegorie. In meinen ‚Extramundana‘ ist Allegorie, da muss man deuten. Darum hasse ich aber auch dieses Buch. — Ergebenst, Carl Spitteler.»

Auf Zurlindens Dankesbrief antwortete Spitteler mit einer Einladung nach Luzern, wo er sich inzwischen niedergelassen hatte. Zurlinden folgte der Einladung und fuhr am 3. März 1913, da er damals in der Rekrutenschule steckte, mit halber Taxe nach Luzern. Das kurze Gespräch, das Spitteler hochdeutsch führte, begann mit der Frage nach Zurlindens Herkunft. Dazu Spittelers Bemerkungen: «Attiswil am Jura. Da ist doch der Balmberg! Den kenne ich genau. Es ist der Schauplatz meiner Erzählung ‚Friedli der Kolderi‘. — Gymnasium Solothurn! Das ist doch meine goldene Stadt der Kindheit. Sie heisst Bischofshardt in meinen ‚Mädchenfeinden‘.» Obwohl Zurlinden die Erzählung gelesen hatte, erfuhr er erst jetzt, dass ihr eine Kinderreise von Langenbruck nach Solothurn zugrunde lag, mit Sentisbrugg Langenbruck, mit Schönthal Balsthal, mit der Friedlismühle die Dürrmühle bei Niederbipp gemeint waren. Weidenbach wurde als Wiedlisbach und das Althäusli als Neuhüsli in Riedholz identifiziert. Zu ergänzen ist noch, dass mit Aarmünsterburg, der Heimat von Gerold und Hansli, Bern gemeint ist. «Ja dann», bemerkte Zurlinden belustigt, seien seine Gastgeber in der Friedlismühle Onkel und Tante seiner Mutter gewesen. Und wieder erinnerte sich «der alte Mann», wie Zurlinden sich ausdrückt, «an bestimmte Stellen der Juralandschaft um den Balmberg und die Rötifluh». — «Wissen Sie, warum?» fragte Spitteler: «Die kommen doch im ‚Olympischen Frühling‘ vor. Der Jura ist mein Olymp. . .»

Seltsames Spiel des Schicksals. In einem Zug gab Spitteler dem beherzten Rekruten zu erkennen, in wie vielen Werken Solothurn und sein Jura zur Folie des Geschehens wurde. Und die Vereinfachung, mit der Spitteler seine Leser narrt, ist auch schon da: «Der Jura ist mein Olymp», was für die Solothurner Spitteler-Freunde bedeutete: Die Rötifluh ist Spittelers Olymp. Doch Zurlinden erfuhr nicht alles: Spitteler verschwieg die Bedeutung des Jura für seine «Schmetterlinge» und jene Rückwanderung nach einem Besuch bei Josef Victor Widmann im Jahre 1878, die ihn von Bern nach Hägendorf,

durch die Teufelsschlucht nach Langenbruck führte, und deren Landschaftserlebnis sich im Erdenweg der Gottestochter Pandora in «Prometheus und Epimetheus» niederschlagen sollte, ferner das Erzählgedicht «Das Postmaidlein», das auf den Balmbergaufenthalt vom Juni 1889 zurückgeht.

Dass ausser der Gegend des Hauensteins zwischen Liestal und Olten die südliche Jurakette zwischen Olten und Neuveville in Spittelers Werk eine so grosse Rolle spielt, wird verständlich, wenn man weiss, wie oft sich der Dichter in diesen Gebieten aufgehalten hat. Die Daten wurden z. T. genannt:

Ins Jahr 1848 fällt die Fahrt nach Bern,
1856 verbringt der Elfjährige seine Herbstferien in Solothurn,
1878 durchwandert er die Teufelsschlucht bei Hägendorf, und
1886 weilt er im Sommer auf der nahen Friedau.
In den Jahren 1881—1885 ist er Lehrer in einem Institut in Neuveville.
1889 und 1891 verbringt er seine Sommerferien auf dem Balmberg,
1890 auf dem Weissenstein.
Darauf folgt die Vortragstätigkeit in der Töpfergesellschaft.

Wo überall Spittelers Werke von dieser Landschaft geprägt sind, kann nur angedeutet werden. Die Beschränkung ist insofern berechtigt, als der Jura landschaftlich eine Einheit bildet und dieselben oder ähnliche Motive verschieden zu lokalisieren sind. Um Grundfiguren der Juralandschaft wie *Gebüsch*, *Bach*, *Schlucht*, *Grund* bilden sich Stereotypen wie:

«als er endlich nun verschwunden zwischen dem Gebüsch» [15]

«und bald aus dunklem Busche drohete sein Blick, und bald geräuschlos sprang er über Bach und Schlucht und unter seinen mächtigen Tritten löste sich das lockere Gestein» [16]

«da schlich ein Bächlein schläfrig durch den Grund» [17]

«da ward es wild und wilder um ihn her, da sah in einer engen Schlucht er sich umfassen von gewaltigen riesenhaften Mauern» [18]

«doch steil und senkrecht türmten sich die Felsen überall, und nirgends war ein Pfad — und während er so schaute, stürzten aller Orten Bäche aus der grausen Höhe» [19]

«und wo ein Hügel überragete das Tal, da legten sie sich hinter einen Busch und warteten daselbst geduldigen Beharrens» [20]

«und nur das Bächleins Wellen murmelten mit endlos gleicher Stimme zwischen Weiden in der schattigen Tiefe» [21]

Alle diese Beispiele stammen aus Spittellers Frühwerk «Prometheus und Epimetheus», in dem diese Klischees, die heute jeder Deutschlehrer bemängeln würde, auch dort erscheinen, wo der Schauplatz der Handlung eindeutig zu bestimmen ist. Dies gilt vor allem für die *Teufelsschlucht bei Hägendorf*. Das von Spitteler als «Gleichnis» bezeichnete Epos erzählt in zwei Teilen, wie Prometheus und Epimetheus sich versprechen, anders zu werden, «als die Vielen, die da wimmeln in dem allgemeinen Haufen». [22] Der Engel, Gottes Statthalter, will einen der beiden Brüder zum König auf Erden einsetzen. Prometheus lehnt ab, weil er seine freie Seele behalten möchte. Sein Bruder aber verkauft sie um die Königskrone. Die Wege der beiden trennen sich; Epimetheus beherrscht die Welt; Prometheus wird verbannt; in der Fremde müht er sich um das tägliche Brot. Im zweiten Teil wird in zwei mythischen Geschichten der Niedergang der Herrschaft des Epimetheus dargestellt. In der ersten will Pandora, die unschuldige Tochter des schuldbeladenen Weltenvaters, das Elend der Menschen durch ein wunder tätiges Kleinod lindern. Sie steigt zur Erde nieder, indem sie der Dichter den Weg von Hägendorf nach Langenbruck, den er 1878 gegangen war, in umgekehrter Richtung gehen lässt. Von der Teufelsschlucht, die damals noch von keiner Strasse durchzogen war, sagt Spitteler in einem Brief an Adolf Frey, dass sie für ihn «das Schönste alles Schönen» sei. [23] Ohne diesen eindeutigen Beleg würde man von der Schilderung her nicht ohne weiteres auf die Teufelsschlucht schliessen. Spitteler strebt auch hier vom Einzelnen zum Typischen, wie es der Gleichnischarakter des Werks erfordert.

Pandora beginnt ihre Wanderung im Morgengrauen. Wie die Nacht gewichen ist, sieht sie sich «mit Verwunderung schreiten auf gebahntem Wege, der auf glattem Plan mit sanfter Neigung und verführerischer Wendung abwärts zog und zwischen wonngen Rosenhecken sie geleitete und hohen Sträuchern, während hinterm Busch ertönete des Baches wohlbekanntes trautes Plätschern». [24] So sieht Spitteler den Weg von Bärenwil her zum nördlichen Eingang der Schlucht: «Doch plötzlich senkte sich der Weg und hob sich das Gestein, und schwer und finster ward die Luft, und unversehens war verschlossen Bach und Pfad von einem mächtigen Gebirg, das links und rechts mit wilden Felsen überhing und sich vereinigte zu Häupten eines schwarzen, feuchten Tores.

Und ungerne nahm die Jungfrau dies gewahr, und widerwillig nur gehorchte sie und wandte dann mit Sehnsucht ihren Nacken, dass sie nochmals grüsse die belebten, rosigen Gehege, nochmals atme den beseelten Duft — und überdem mit Frösteln und mit Schauern schützte sie durch ihres Mantels doppelte Umschlingung Hals und Schultern, gürtete ihr Kleid und duckte

sich und bückte sich, und also zugerüstet trat sie durch das dunkle Tor und wahrte sorglich ihren Fuss, damit er unberührt verbleibe von dem nassen Moos und von des eingezwängten Baches Überfluten . . . und endlos wand und drehte sich die wilde Klus in scharfem Bogen, während schaurig aus den finstern Höhen brausete und zischete der zornige Bach . . . aber als sie wenige Schritte kaum getan, da sprangen auseinander die gewaltigen Riegel, tat sich auf das Tor — und siehe da vor ihrem Blick ein Felsental, in schwarze Schatten eingetaucht und ganz und gar im Sonnenschein gebadet.» [25]

Die Einzelheiten stimmen. Doch könnte das alles auch für die Taubenlochschlucht bei Biel oder die Twannbachschlucht zutreffen. Die Länge des Schluchtweges wird angedeutet durch die vielen Windungen: «Und zehnmal endete das Tal, und zehnmal krümmte sich der Weg, und zehnmal offenbarte sich vor ihrem Blick ein neues schönes Paradies.» [26] Die Schilderung erreicht ihren Höhepunkt mit dem Austritt aus der Schlucht: «Und als nunmehr zum zwölftenmal in scharfer Ecke sich der Weg zur Linken warf, da wölbte sich mit kühnerem Schwung die Himmelskugel über ihrem Haupte, senkte frei und gross nach allen Seiten sich herab, und siehe, unten in der blauen Riesenglocke lag im Sonnenschein das weite grüne Erdenland in sanften Hügeln hingebreitet unter ihren Füßen.» [27] Das Grauen der Schlucht schlägt um in die Idylle des solothurnischen Gäu, «wo die Dächer und die Fenster reihenweise funkelten und glitzerten im Sonnenschein», und aus vielen Äckern ihr der herbe braune Wohlgeruch entgegenwehte. [28] Dass es sich um die Gäulandschaft, im weitesten Sinne um das Mittelland handelt, geht aus dem letzten dichterischen Aufschwung hervor: «Und über dem, da wurde froh und heiter ihr Gemüt, und als ein letztes Mal sie noch mit scheuem Liebesblick genossen den gesamten weiten selgen Gau mit allen Bergen, allen Wolken samt dem goldnen Himmelswagen in dem blauen Meer, da bog sie eilends um — und bald ertönte hinterm hohen Fels ihr jauchzendes Frohlocken.» [29]

Karger und entsprechend schwieriger heimzuweisen ist die Landschaftsschilderung in der Kadettengeschichte «*Die Mädchenfeinde*». Nur wer die Gegend zwischen Langenbruck und Solothurn kennt, vermag den Weg von Gerold, Hansli und Gesima nachzuvollziehen. In der Vorstellung des weniger kundigen Lesers rundet sich diese Landschaft zu keiner Einheit. Das hängt damit zusammen, dass in der Umarbeitung von 1907 die ursprüngliche Fassung fast um die Hälfte gekürzt wurde. «Eine Unmasse läppischen, kindischen Zeugs und auch unnütze Landschaftsposie kommt weg, und der abscheulichen gedämpften Kellerdiktion (ich wollte nämlich damals versuchen, ob ich das nicht auch könnte) habe ich den Tod geschworen», schreibt er an

J. V. Widmann. [30] Die Landschaft wird gleichsam skelettiert. Die mehrmals genannte «Klus» bleibt ein abstrakter Begriff.

Eine Ausnahme bildet die Beschreibung der Flusslandschaft an der Aare bei Flumenthal, wohin sich Gerold und Gesima, halb aus Unkenntnis, halb aus Neugierde verirren, denn «man sieht nicht alle Tage eine Aare in einem Walde. Es lohnte sich, die Merkwürdigkeiten etwas länger zu betrachten. Darum setzten sie sich in der Nähe einer Zwillingstanne und blickten, frei von Wünschen und Gedanken, auf den leisen, schnellen Fluss hinab, während über ihnen ein Specht mit weithinhallendem Ticktack die Stille betonte.» [31] Es ist eine der wenigen Stellen, wo Spitteler die Angst der Kinder in der damals von Industrie und Elektrizitätswerk unberührten Gegend in die Natur projiziert, indem er diese mythisiert. Der Fluss, «ein tief in den Schatten getauchter Waldgraben», zieht sie an und verwandelt sich unvermittelt in eine Riesenschlange, welche Gerold, der flache Kiesel über das Wasser treibt, zu verschlingen droht: «Das unaufhörliche Heulen des brausenden Flusses, der haltlose Zug der reissenden Strömung, das schwindelnde Kreiseln der Geschwindwirbel mit ihren Ungeheuraugen und schmatzenden Lippen . . . übermochte auf die Länge seine Kraft, und jählings packte ihn das Grausen. ‚Fort aus dieser Hölle!‘ schrie sein Herz. . . Kaum spürte er sich auf sicherem Erdboden, so rannte er in toller Flucht den Wald hinauf. — Dort sprang ihm die vor Angst weinende Gesima mit Vorwürfen entgegen.» [32]

Spitteler erreicht hier ausnahmsweise eine Dichte in der Schilderung des Atmosphärischen, wie sie nur in Gotthelfs Schilderung des Wütens der Emmenschlange in der «Wassernot» wieder zu finden ist. Der Ort muss ihn bei seinem kurzen Aufenthalt von 1889 in Attisholz tief beeindruckt haben. [33] Den Mangel an dichterischer Intensität in andern Teilen der Erzählung scheint Spitteler selbst empfunden zu haben. In seinem Aufsatz «Der Ausflug nach Bern» wiederholt er wohl zuhanden der Leser der «Mädchenfeinde» die Aufschlüsselung der Ortsnamen; «um nicht auf Schritt und Tritt darauf zurückkommen zu müssen, will ich gleich voraus melden, dass der Weg den wir nun (d. h. 1848 mit der Mutter) von Langenbruck bis nach Solothurn führen, der nämliche ist, der in meinen «Mädchenfeinden» geschildert wird, mit einziger Ausnahme, dass die Mädchenfeinde einem spätern Erlebnis zum Angedenken, unterhalb Holderbank über den Bach nach der alten Strasse abschwanken, während meine Mutter mit mir im Wagen natürlich auf der Poststrasse blieb. Die Ortsnamen habe ich in meiner Erzählung verändert.» [34] Es folgt nun die von Zurlinden überlieferte Namenliste, die wie die Geschichte selber in Bischofshardt, d. h. Solothurn endet, das aus der Ferne noch einmal in märchenhaftem Glanze erstrahlt: «. . . fort ging es im

Saus, sanft talabwärts zwischen Landhäusern, Gärten und Kapellen, einer grossmächtigen Stadt mit glitzernden Türmen und Zinnen entgegen.» [35]

Wenigstens von den Personen her, steht auch die Erzählung *«Der Neffe des Herrn Bezenval»* mit Solothurn in Beziehung. Spitteler hatte ursprünglich an einer dramatischen Fassung des Stoffes gearbeitet. Aber seine Liebe zum Theater endete genau so unglücklich wie die Gottfried Kellers. *«Der Parlamentär»*, das einzige Stück Spittelers, das über die Bühne ging, fiel bei der ersten Aufführung in Basel durch. Nach dem zweiten Akt, so Spitteler, war es, *«als ob das Theater zu einem Eiskeller geworden wäre»*. [36] Als hätte er den Misserfolg vorausgesehen, hatte Spitteler sich schon vorher daran gemacht, den Bezenval-Stoff in eine historische Erzählung im Stile C. F. Meyers umzuarbeiten. Diese erschien vom 6. Juni 1889 an als Feuilleton in der *«Neuen Zürcher Zeitung»*.

Das Prosastück stellt das Schicksal des jungen Solothurners Frank Zurlauben dar, der in Paris als Offizier des Schweizer Regiments in die Gesellschaft des Ancien Régime gerät und mit *«echter Liebe wirtschaftet»*, während alles andere um ihn her *«nur auf Galanterie zugestutzt ist»*. [37] Die Erzählung endet mit dem vergeblichen Opfer Zurlaubens für Frau von Valmont. Er bezeugt ihr seine echte Liebe, indem er sich anstelle des unmoralischen, korrumpierten Valmont aufs Schafott schleppen lässt.

Historisch an diesem Stoff ist der geschichtliche Hintergrund, die wirren Episoden aus der Französischen Revolution. Franks Onkel und väterlicher Freund ist Joseph Viktor von Besenval (1721—1791), der längere Zeit Generalinspektor der schweizerischen Truppen in Paris war, als Vertrauter Marie Antoinettes verhaftet, aber später freigesprochen wurde. Die Gestalt des Zurlauben dagegen ist frei erfunden. Der Name geht wohl auf den Zuger Beat Fidel Zurlauben zurück, der Fähnrich der Schweizer Garde und Verfasser einer *«Histoire militaire des Suisses au service de la France»* war. Der Name des französischen Gesandten Marquis von Botteville ist eine Verballhornung von Pierre de Buisson de Beauteville, der aber schon 1775, also vor Beginn der Erzählung, durch Marquis de Vergennes als Vertreter Frankreichs abgelöst worden war. [38] Der Vergleich von Fiktion und geschichtlicher Wirklichkeit zeigt, dass sich Spitteler weniger als C. F. Meyer um historische Genauigkeit kümmerte. Auch Meyers Stil hält er nur in den ersten Kapiteln durch. Später, zur Charakterisierung des Hans Wenger von Frauenbrunnen, macht er Anleihen bei Gotthelf, indem er den Feldweibel in einem muntern Gemisch von Schriftsprache und Berndeutsch sprechen lässt. Genauer getroffen sind die geistes- und sittengeschichtlichen Hintergründe. Der Anlass der Festlichkeiten in Solothurn, die er zu Beginn der Erzählung im

Jahre 1776 vor sich gehen lässt, wird nicht genannt. Die Erneuerung des Bündnisvertrages mit Frankreich erfolgt erst 1777. Doch trifft Spitteler sicher den Charakter eines solchen Festes. Auch schlägt er in der Schilderung gleich das Grundthema an. Wider jede geschichtliche Möglichkeit lässt er beim Einzug der Gäste einen portugiesischen Gesandten mitmarschieren. Der ihn begleitende Mohr löst bei den Solothurner Bürgern ein aufgeregtes Flüstern aus, «denn man wusste, was man der Aufklärung und der Philosophie des Jahrhunderts schuldig war; man hatte Rousseau gelesen, man beeilte sich, für das unverfälschte schwarze Naturkind zu schwärmen». [39] In gleicher Weise wird später Zurlauben in Frankreich als Naturkind bestaunt und beargwöhnt werden. Der Bezug auf Rousseau fehlt also auch hier nicht. Unter dem Einfluss seiner Naturbotschaft vergnügt sich die vornehme Gesellschaft im Park von Versailles in Schäferspielen: «Die Damen kamen so duftig in Tüll und Spitzen gekleidet einher, mit losen Ärmeln und Brusttüchern, mit weiten leichten, lockern Gewändern, dass sie selber, wie von einem Hauch des Frühlings geweckt, aus dem Waldboden zu sprossen schienen. Nirgends die Steifigkeit der Korsetts und der Coiffure, wie sie Frank aus Solothurn her gewohnt war.» [40] Dass diese Spiele nicht immer harmlos waren, wissen wir von Casanova, und Zurlauben sollte es auch erfahren. Oft schlug die gekünstelte Galanterie, hinter der sich die Laszivität des Adels versteckte, in echte Liebe um, an deren Ende das tödliche Duell stand. Aber alle Schweizer, so muss sich Zurlauben durch seinen Onkel belehren lassen, «spielen bei ihrer Ankunft in Versailles ein wenig Rousseau». [41] Als zusätzliche Mahnung drückt ihm Besenval «Werthers Leiden» in die Hände, die ihm der alte Zurlauben für Frank aus Solothurn hatte zukommen lassen.

IV

Kaum hatte im Juni 1889 «Der Neffe des Herrn Besenval» in der «Neuen Zürcher Zeitung» zu erscheinen begonnen, zog sich Spitteler auf den Balmberg zurück. Die drei Sommeraufenthalte auf dem Balmberg und dem Weissenstein haben seinem Werk die meisten Züge aus ihrer Juralandschaft mitgegeben. Doch ist für ihn auch dieser Teil des Jura mehr Schauplatz als Naturerlebnis, das um seiner selbst willen in sein Werk eingegangen wäre. Wie unterkühlt sein Verhältnis war, zeigen seine Briefe an die Mutter. Ihr Inhalt ist seltsam hausbacken. Den wärmsten Ton findet er für Attisholz, wo er übernachtet hatte, um anderntags zum Balmberg aufzusteigen: «Attisholz, . . . liegt prächtig in den Wäldern; sehr tief, fast an der Aare, aber geradezu verlockend.» [42] Sonst enthalten die Briefe nur knappe, private Mit-

teilungen: «Ich bleibe hier oben, da es so gesund ist. Habe schon viel spaziert.» [43] «Was mich hier hat aushalten lassen, ist die Artigkeit der Wirtheute und die Billigkeit der Preise und Ähnliches. Wir hatten sehr kalt und erkältete mich tüchtig. . . Die wollenen Strümpfe und die Leibbinde kommen mir sehr zustatten.» [44] Im selben Brief eine Frage, die kaum auf eine tiefgründige Antwort aus ist: «Wie gefällt Dir meine Erzählung in der NZZ?» Zwischenhinein ein überraschender Aufschwung: «Die Luft ist wirklich herrlich hier oben, wie parfümiert und prächtig frisch.» So im Geburtstagsbrief vom 8. Juni 1889, dem man sonst kaum einem Dichter zuschreiben würde. Die Klischees, die Spitteler verwendet, zeugen von einer erschreckenden Gleichgültigkeit seiner Mutter gegenüber: «Mögest Du gesund und fröhlich bleiben und Dich nicht zu sehr überanstrengen. Schon gestern wollte ich Dir immer schreiben, das war aber nicht möglich, da ich von morgens fünf bis abends fünf immer auf den Felsen war. (!) Ich trank den Café oben auf dem Weissenstein, Mittag ass ich unten am Weissenstein in Oberdorf.» Erst der letzte Brief vom 3. Juli 1889 bringt einen Hinweis auf sein dichterisches Schaffen: «Mit meinen Arbeiten hier geht es gut. Das Lustspiel ist fast schon fertig ausgearbeitet. Ich bin etwa(!) am letzten Akt.» Dabei handelt es sich um die Umarbeitung eben jenes Bühnenstücks «Der Parlamentär», dessen Misserfolg an der Basler Bühne Spittelers dramatische Ambitionen erledigte.

Später sollten die Balmbergkuren doch ihre Früchte tragen. Zu Beginn seines Aufenthaltes bat Spitteler, Briefe an ihn nach Solothurn poste restante zu adressieren, «es ist so viel Verbindung mit Solothurn, dass man sie dann auf der Post holt». [45] Kurz darauf beklagt er sich über die schlechte Postverbindung: «Denn nur ein einziges Mal im Tag kommt ein Mädchen, um Briefe zu bringen oder abzuholen, dann trägt es sie auf eine Nebenpoststation Niederwyl, und erst von da geht es weiter.» [46] Dieses Mädchen wird ihm Motiv zum Erzählgedicht «Das Postmaidlein», das 1893 entstand. Er nahm es unter die Balladen auf, die er als eine Art «Formgymnastik» im Hinblick auf die geplanten Epen auffasste. [47] Merkwürdigerweise figuriert es in dem 1896 erschienenen Band unter «Balladen im engern Sinn». Der Begriff stammt von Spitteler selber, der damit versucht ein schlichtes Motiv aus dem Alltagsleben, ohne Phantasieausschmückung in die Ballade zu erheben, um «gewissermassen eine realistische Ballade» zu schaffen. Tatsächlich fehlt dem Gedicht jeder dramatisch gestaltete sagenhafte oder romantisch-dämonische Zug. Spitteler sprang mit den Gattungsbegriffen nie zimperlich um und hat sie gerne für die Bedürfnisse seiner Dichtungen zurechtgebogen.

Das Postmaidlein

*Stapft ein Maidlein auf die Lützelalp,
Flink und frei und sauber allenthalb.
Bar der Scheitel, Füß und Waden nackt
Und die Ärmchen mit der Post bepackt.
Senngehöfte lehnten ihrer drei
An der Halde in derselben Reih.
Furchtsam hielt sie an der ersten Tür,
Kramt ein Brieflein ordentlich herfür.
Schritt zum zweiden Gaden alsodann,
Bracht ein sattes Päckchen an den Mann.
Endlich drüben bei dem dritten Haus
Langte sie ein Telegramm heraus.
Hüpfte dann und jauchzt ein dutzendmal,
Lief mit lustgen Sprüngen heim zu Tal.
Gab den Beutel ab im Postkontor,
Schloff zu Bett und legte sich aufs Ohr.*

*Aber oben in der Alpennacht
Ward bei Licht die ganze Nacht gewacht.
Aus dem hintersten der Weiler drei
Klagte Jammerruf und Wehgeschrei.
In dem mittlern war Mordio in Schwang.
Aus dem ersten becherte Gesang.*

*Maidlein mit dem Kindergesicht,
Sag, was hast dort oben angericht't?
Säh mans auch den nichtigen Händlein an,
Dass dir Fluch und Segen klebt daran?*

Nach Spittellers eigenem Zeugnis sollte das Gedicht «ein schweizerisches Beispiel einer geplanten Sammlung von Nationalballaden» sein, deren bekannteste, «Die jodelnden Schildwachen», unter «Heimat und Vaterland» eingeordnet wurde. Doch kennzeichnet die dreifache Wirkung seiner Botschaft das Landmädchen eher als griechische Schicksalsgöttin. Damit rückt das Gedicht in den mythologischen Kreis des «Olympischen Frühlings».

Ganz dem Schweizerisch-Volkstümlichen ist dagegen die Erzählung «Friedli der Kolderi» verpflichtet, die ebenfalls auf dem Balmberg spielt. [48] Der Einfluss Gotthelfs ist unverkennbar. Es ist die Geschichte eines Knechts,

der sich wegen seines Lotterlebens mit seinem Meister überwirft und mitten in der Heuernte den Hof verlässt. Streit und Umkehr sind auf einen Tag zusammengedrängt, was zeigt, wie wenig tief die Geschichte psychologisch angelegt ist. Friedli kehrt unter dem Eindruck des Todes eines fremden Touristen zurück, der sich nicht ohne Schuld des Knechts in der Gegend verirrt und in der Dunkelheit in ein Tobel stürzt. Entscheidend ist aber doch, dass er durch Mareili, die Tochter des Meisters, heimgeholt wird, die ihm obendrein nachts das Fenster zu ihrer Kammer öffnet. Damit nimmt Spitteler den Brauch des Kiltgangs auf, den schon Casanova beobachtet hatte und gegen den Gotthelf besonders in «Leiden und Freuden eines Schulmeisters» einen Windmühlenkampf führte. Von einer innern Umkehr kann bei Friedli keine Rede sein. Die Erzählung ist weit von den schweren innern Kämpfen eines Ueli oder Vreneli entfernt. An Gotthelf erinnert schliesslich auch der Name Mareili. Aber der Versuch zwischen Hochsprache und Mundart eine Synthese zu finden, misslingt, wie sie Spitteler in «Der Neffe des Herrn Bezenval» misslungen war. Die verwendeten Mundartfloskeln wirken wie aufgeklebt, die Hochsprache daneben schwunglos und trocken.

Topographisch ist die Erzählung leicht zu situieren. Ihr Schauplatz ist einer der Balmberghöfe. Die Flucht führt Friedli auf die Passhöhe des alten Balmbergweges, der von Balm nach Welschenrohr hinüberführt. Die Landschaftsbeschreibung beschränkt sich aufs Notwendigste. Jeder Lyrismus, zu dem die Gegend verlocken könnte, ist vermieden. «Der landwirtschaftliche Duft stammt aus der Retorte des Feuilletonisten.» [49] Selbst Adolf Frey, der als Festspielautor für das Urchige eine Schwäche hatte, fand die Erzählung zwar «meisterlich», bekannte aber freimütig, dass er Spitteler lieber in seiner «Farbenlust und Weltfreude» sehe. [50] Doch ist es kein Zufall, dass Erzählungen wie «Die Mädchenfeinde» und «Friedli der Kolderi», welche den naturalistischen Stil der Zeit imitieren, beim breiten Publikum mehr Anklang fanden als die Prometheusdichtungen, in denen sich Spitteler ganz der hohen Dichtung verschrieben hatte, deren stilistische und rhythmische Gestelztheiten und Archaismen wie Trutz, Tann, Forst und hehr nicht in die Zeit des beginnenden Naturalismus passten, andererseits auch die sprachlichen Feinheiten der Neoklassiker und Neuromantiker wie Stefan George, Hugo von Hofmannsthal und Rainer Maria Rilke nicht erreichten.

Den spätesten Niederschlag findet Spitteler's Balmbergerlebnis im «*Olympischen Frühling*», den er 1897 begonnen hatte und der 1908/09 seine endgültige Form bekam. Dass der Balmberg und die Rötifluh im «Olympischen Frühling» vorkommen, wissen wir aus dem Gespräch zwischen Spitteler und dem jungen Zurlinden. Aber auch diese eindeutigen Aussagen sind kein



Grund zu voreiligen Identifikationen. Wie in allen grossen Epen ist das entscheidende Stilmerkmal die Typisierung, die im «Olympischen Frühling» durch die Versform geradezu gefordert wird.

Das Epos beginnt mit dem Aufbruch einer neuen Generation von Göttern aus der Unterwelt. Im zweiten Abschnitt «Den Morgenberg hinan» durchziehen sie eine Landschaft, die deutlich die Züge des Juras trägt:

*«Und weiter über weiche Matten, rauhe Rigen
Folgten gesprächig sie des Berges luftigen Stiegen.
Da unversehens bot ein ungeschlachter Stutz
Mit klotzigem Steingetrümmer ihrem Fortschritt Trutz,
Und statt des fröhlichen Durchwandelns jetzt begann
Ein mühevolleres Klettern durch Gestrüpp und Tann.
Erst gings durch Krummholz, Ginster und Wacholderborst,
Dann durch Busch, hernach in einen Fichtenforst.
Und immer schroffer ward die Halde. Oft durchbrachen
Den Waldpfad wilde Tobel und zerrissene Krachen. . .» [51]*

Mit einiger Phantasie ist in dieser Schilderung wiederum der Aufstieg über die alte Balmbergstrasse nach der Passhöhe zu erkennen, dann das steilere Stück westlich hinüber zur Rötiflüh, die als kahle Kuppe den Balmberg überragt.

Deutlicher auf den Balmberg weist eine Stelle aus dem fünften Abschnitt des dritten Teils, «Apollo der Entdecker»:

*«Als sie erklimmen das Gefäll der wilden Wand
Wo Fluh auf Flühen sass und Tann ob Tannen stand:
,Was seh ich schimmern', rief Appoll, ,im finstern Holz?
Welch eines Weibes Schönheit scheinen, hehr und stolz?
Ist's Aphrodite, die mein staunend Auge schaut?
Ist's Hera selbst, die Falsche, hoheitübertaut?» [52]*

In «die wilde Wand» und «Fluh auf Flühen» glaubt man die Rötifluh zu erkennen. Der Ort wird zum Treffpunkt der Götter:

*«Doch wie er stetig steigend nach dem Bilde blinkte,
Geschah ihm Freundesgruss, und seine Stimme winkte:
,Was wimpern so erstaunt und zwinkern deine Lider?
Kennst du, Apoll, nicht Artemis, die Freundin wieder?
,Wofür', begann Apoll, ,kamst du hierhergegangen?'
,Dich zu begrüßen, Freund, und lieblich zu empfangen.'
,Wer gab dir Vorsicht meines Wegs und Vorempfinden?'
,Ich wusst: Auf Adlerhöhen ist Apoll zu finden.'
,Und magst du, Traute, mit mir ziehn als Weggeselle?'
,In alle Zeit, durch jeden Raum, zur fernsten Stelle.'
,Dein Mund haucht Mut. An meine Seite schliesse dich!'
So zogen sie den Gang empor einträchtiglich,
Und als vom Walde mündend auf den freien Plan,
Sie sich im Heitern auf der Bergeskuppel sahn,
Da schritten sie zusammen nach dem Rasenrand
Und schickten ihre Blicke übers tiefe Land.
,Wohl mir', sprach Artemis, ,hier oben weil ich gerne,
Mein Liebling neben mir und das Gemeine ferne'.
So rasteten sie müssig, mit den Augen nur
Geschäftig, auf der klaren tagumblauten Flur.» [53]*

Noch einmal also die bekannten Zeichen: die Bergeskuppel, der Rasenrand, die Blicke übers tiefe Land, und später wiederholt der Hinweis, dass die Begegnung der Götter auf einer baumlosen Bergwiese stattfindet: Sie hüpfen auf «grünen Rasen» und springen «auf der Matte hin und wider». [54]

Aber jeder Versuch, Spittlers Olymp mit *einem* Juraberg gleichzusetzen, muss scheitern. Und immer wieder tauchen auch Merkmale auf, die man im Jura vergeblich suchen wird. Der Bruch zeigt sich schon im Aufstieg auf den «Morgenberg».



Carl Spitteler nach dem Gemälde von Ferdinand Hodler

*«Plötzlich geschah ein Ruck, ein Halt, ein Rückwärtsstossen
Der Vorhut. Scheuer Warnruf, wie vor einem grossen
Ereignis oder Schauspiel, schrecklich und erhaben,
Ward laut. Und siehe da, ein schauerlicher Graben,
Ein scheussliches Lawinenbett, ein steinern Meer
Fiel durch den jähren Waldhang schräg vom Himmel her,
Als hätten böser Geister teuflische Gewalten
Mit Höllenzaubermacht den Berg entzweigespalten.
Granit und Schiefergneis, der Vorzeit weisse Knochen,
Lag allerorts zu Tag, geschändet und gebrochen.» [55]*

Eine Lawinenrunse, Granit und Schiefergneis, ein steinern Meer sind Kennzeichen alpiner Landschaften. Und wenn es am Schluss des «Olympischen Frühlings» in «Herakles Erdenfahrt» heisst:

*«Und wo der Weg hinabstürzt in das Erdenland
Und wo aus hundert Höhlen, tausend Felsenklauen
Die Wasserfälle des Olymp zur Tiefe brausen. . .» [56]*

so können die erlebnismässigen Voraussetzungen nur aus den Alpen stammen. Der «Olympische Frühling» ist eine kosmische Dichtung. Ihren Schauplatz auf einen Ort einengen zu wollen, hiesse Spitteler missverstehen. Eine

genaue oder auch nur homogene Topographie war von ihm nie geplant. Der heterogenen Landschaft entspricht die geringe Kohärenz der verschiedenen Handlungen. Wenigstens in diesem Bereich sind Inhalt und Form eins geworden. Trotzdem dürfte die Untersuchung zeigen, welch grossen Raum Solothurn und seine Umgebung in Spittlers Werk einnimmt. Sie könnte für uns Anlass sein, Spittler für einmal aus seiner Vergessenheit hervorzuholen und seinen Spuren in Werk und Wirklichkeit zu folgen.

Anmerkungen

Literatur: Ausgabe: Carl Spittler, Gesammelte Werke, hg. im Auftrag der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Zürich und Stuttgart 1945 ff. — Sekundärliteratur: zurzeit beste Biographie: Werner Stauffacher, Carl Spittler, Zürich und München 1973. — Ferner: Justus Hermann Wetzel, Carl Spittler, ein Lebens- und Schaffensbericht, Bern und München 1973. — Töpfergesellschaft, Zur Erinnerung an die öffentlichen Vorträge, Solothurn 1878/79—1920/21. — Die Solothurnische Töpfergesellschaft, Rückblick 1857/1907, von V. J. Keller. — 100 Jahre Töpfergesellschaft Solothurn 1857—1957, hg. von H. E. Gerber.

1. Werner Stauffacher, s. o. — 2. Ausflug nach Bern VI. 80 ff. — 3. X (Geleitband II) S. 124 (vgl. Stauffacher S. 21 und Hans Häfliger, Bundesrat Josef Munzinger, Solothurn 1953, S. 286). — 4. VI S. 87 ff. (unter dem Titel «Ein Ausblick»). — 5. Vgl. VIII S. 417 und X (Geleitband II) S. 470 ff. — 6. X (Geleitband II) S. 472 f. — 7. Vgl. Stauffacher S. 658 und die dazugehörigen Anm. 66 und 67, ferner «Olympischer Frühling» II S. 319. — 8. VI S. 93 ff. — 9. XIII 434. — 10. X (Geleitband I) S. 507. — 11. X (Geleitband I) S. 509. — 12. X (Geleitband II) S. 477 f. — 13. Vgl. 100 Jahre Töpfergesellschaft S. 19, ferner Keller, Die solothurnische Töpfergesellschaft S. 63. — 14. Hans Zurlinden, Erinnerungen, St. Gallen 1962, S. 42 ff. — 15. I (Prometheus und Epimetheus) S. 48. — 16. a. a. O. S. 51. — 17. a. a. O. S. 52. — 18. a. a. O. S. 73. — 19. ebda. — 20. a. a. O. S. 83. — 21. ebda. — 22. a. a. O. S. 5. — 23. Briefe von Adolf Frey und Carl Spittler, Frauenfeld und Leipzig 1955, S. 181. — 24. I S. 124. — 25. a. a. O. S. 126 f. — 26. a. a. O. S. 129. — 27. a. a. O. S. 134. — 28. a. a. O. S. 134 f. — 29. a. a. O. S. 136. — 30. X (Geleitband II) S. 7. — 31. IV S. 62. — 32. IV S. 64 ff. — 33. An die Mutter 6. 6. 89 (od. 30. 5. 89?) *. — 34. VI 83 (vgl. X Geleitband II S. 15). — 35. IV S. 100. — 36. Vgl. Stauffacher S. 435 f. — 37. Spittler an Frey, zit. nach X (Geleitband II) S. 91 am 19. Juni 1889. — 38. X (Geleitband II) S. 95. — 39. V S. 369 f. — 40. ebda S. 400. — 41. V S. 404. — 42. An die Mutter 6. 6. 89 (oder 30. 5. 89?). — 43. An die Mutter ebda. — 44. An die Mutter 22. 6. 89. — 45. An die Mutter wie 42. — 46. An die Mutter 25. 6. 89. — 47. «Das Postmaidlein» III S. 586, vgl. X (Geleitband I) S. 611 ff. und S. 647. — 48. V S. 71 ff. — 49. Stauffacher S. 454. — 50. Frey an Spittler 6. Nov. 1890. — 51. II S. 34. — 52. II S. 315. — 53. ebda. — 54. II S. 316. — 55. II S. 34. — 56. II S. 609.

* Die Briefe an die Mutter wurden in Faksimile in liebenswürdiger Weise von der Schweizerischen Landesbibliothek Bern zur Verfügung gestellt.